Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 44 (1969)

Artikel: Baden im Spiegel seiner Gäste

Autor: Münzel, Uli

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322998

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Baden im Spiegel seiner Gäste

Aus der romantisch-biedermeierlichen Zeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besitzen wir zahlreiche Augenzeugenberichte über Baden, die schon mit der ersten Beschreibung, der «Badenfahrt» von David Hess, einen Höhepunkt erreichen. Die hier wiedergegebenen zwei Texte stimmen darin überein, daß sie von der lieblich-rührenden Gestalt der blinden Dichterin Luise Egloff Kunde geben und daß sie deren Vaterhaus, das Badehotel zum «Staadhof» erwähnen, das damals eben an die erste Stelle unter den Badehotels aufgerückt war, dann in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhundert seinen Niedergang erlebte und gerade jetzt zu neuem Glanze wiedererstanden ist.

Friedrich von Matthisson

Matthison (1761–1831) gehörte zu seiner Zeit zu den bekanntesten und beliebtesten Dichtern Deutschlands. Seine 1787 in zwei Bänden erschienenen und später wiederholt neu aufgelegten Gedichte fanden das Lob Wielands und Schillers. Er war 1781–84 Lehrer am Philantropinum in Dessau, 1794 Vorleser und Reisebegleiter der Fürstin Luise von Anhalt-Dessau, 1811–1821 Theaterintendant und Oberbibliothekar in Stuttgart. 1825–1828 erschienen seine gesammelten Schriften in dritter Auflage in acht zierlich gedruckten Bändchen, von denen die «Erinnerungen» auch heute noch einiges Interesse verdienen, während die poetischen Werke fast vergessen sind. Die Erinnerungen an Baden aus dem Jahre 1819 zeigen recht hübsch, wie ein Kurgast in jener Epoche außer dem Gebrauch der Bäder und dem Besuch des Theaters seine Zeit mit Ausflügen in die nähere Umgebung zu verbringen wußte.
Bibliographie: Schriften von Friedrich von Matthisson. Ausgabe letzter Hand. Verlag Orell, Füssli & Cie., Zürich 1829, Band 7, S. 156–171, leicht gekürzt.

In Zürich wurde Mittag im Raben gehalten. Ebel und Füssli wurden zum Essen eingeladen. Letzterer kam sogleich, konnte aber nur wenige Minuten verweilen, weil ein dringendes Geschäft ihn auf das Land rief. Ebel dagegen war unser willkommener Gast. Er gab erwünschte Nachricht von des Herzogs ältestem Sohne Alexander, der sich als Zögling in Hofwyl bey Fellenberg, jetzt aber mit letzterem in Baden befand, wo Ebel ihn vor Kurzem gesprochen hatte. Die Herzogin, ungeduldig den lieben Erstgeborenen wiederzusehen, verließ, kaum vom Tische aufgestanden, mit ihrem Gemahle, den Kin-

dern und übrigem Gefolge Zürich. Herr von Jäger und ich reisten, einiger Besuche wegen, später ab, und erreichten, beym freundlichsten Wetter, gegen Abend das alterthümliche Baden, wo wir, im sogenannten Staadhofe, die Reisegesellschaft schon in voller Beschäftigung mit allerley häuslichen Einrichtungen antrafen. Herr Egloff, der Eigenthümer des Staadhofes, hat sehr viel für die Verschönerung dieser weitläufigen Badeanstalt gethan. Seit zwey Jahren wurde sie noch durch eine Gallerie mit Tanz- und Speisesaal erweitert, an welcher die reißende Limmat vorbeyrauscht. Hier genießt man bey drükkendster Sommerhitze einer lieblichen Kühle.

Der von Eltern und Geschwister mit Sehnsucht erwartete Alexander kam erst während dem Nachtessen von Lenzburg zurück, wo er einem Kinderfeste beygewohnt hatte. Es folgte nun eine Familienscene, die ich, selbst mit Yoricks Feder, nicht zu schildern versuchen möchte. Zu allgemeiner Freude hatte sich Alexander vorteilhaft ausgebildet und machte dem Institute Fellenbergs Ehre. Die schon längst gemachte Bekanntschaft des letzteren ward in Baden mit Vergnügen von mir erneuert.

Als ich mein erstes Bad nahm, wurden Bilder aus jener Frühlingszeit in mir lebendig, wo ich, bey meinem Eintritt in die Schweiz, im Jahre 1787, mit Johannes Tobler hier im Wasser Kaffee trank, und die Vergangenheit wie eine durchkämpfte Sandwüste hinter mir, die Zukunft aber wie ein blühender Hesperidengarten vor mir lag: denn mein Weg führte mich zu Bonstetten, an dessen Seite mir die Sterne des wahren Lebensglückes erst aufgehen sollten. Nun lockte mich die reitzende Promenade längs der Limmat in ihre Schatten, die, seit jener Zeit, bis zum Nichtwiedererkennen verschönert wurde. Auch bekam der Fluß eine Brücke für Fußgänger, durch welche, was in jeder Hinsicht wünschenswerth war, die großen mit den kleinen Bädern in Verbindung gesetzt werden.

Die Herzogin Louise von Würtemberg kam durch Baden mit ihren drey Prinzessinnen, auf der Rückreise aus Italien. Ein frohes Zusammentreffen für die Familie des Herzogs Wilhelm! Auch ich hatte die Freude, die würdige Fürstin wieder zu sehen und der Prinzessin Marie über ihre bevorstehende Vermählung mit dem Erzherzoge Palatinus einige Worte der Theilnahme zu sagen. Trotz der glänzenden Aufnahme, die in allen schönen Städten Italiens ihr zu Theil wurde, freute die Herzogin sich unglaublich, ihr liebes Würtemberg wieder zu begrüßen.

Auch eine Schaubühne that in Baden sich auf. Es hatte nämlich für die Kurzeit ein wandernder Thespis hier abgeladen. Das Lokal im Schützenhause gehört nicht zu den unbequemen, das Theater ist aber so niedrig, daß der Schauspieler, welcher über fünf Schuh mißt, sich genöthigt sieht, in gebückter

Stellung zu spielen. Man eröffnete die Vorstellungen mit einem alten Zieglerischen Stücke: Das Inkognito. Die armen Leute, deren bedrängte Lage sich nirgends verläugnen ließ, arbeiteten nach möglichstem Vermögen, und das ist in allen Fällen genug gethan. Es wäre kindischer Muthwille, sich unter solchen Umständen kunstrichterlich zu brüsten oder aufzublasen. Ein anderes Mal wurde das Taschenbuch von Kotzebue, bey ziemlich vollem Hause, gar nicht übel gegeben. Einige Scenen konnten in der Ausführung für gelungen gelten. Zwey junge Mitglieder der Gesellschaft, welche sich dem Fache der Liebhaber und Helden widmeten, waren, was nicht selten der Fall zu seyn pflegt, relegirte Studenten. Die Biographie mancher Schauspieler, besonders eine treue Darlegung der Umstände und Motive, durch welche sie auf die Breter versetzt wurden, müßte diese oder jene als anziehend gepriesene Novelle, an vielfachem Interesse bey weitem noch überbieten.

Frau Egloff, unsere Wirthin, hat eine siebzehnjährige Tochter, die seit ihrem dritten Lebenstage des Gesichts beraubt, und folglich so gut als blind geboren zu betrachten ist. Alle Blinde, die mir noch im Leben begegneten, waren frohen und heitern Sinnes, vor allem Huber der Naturforscher und Pfeffel der Dichter. Nicht so die Harthörigen. Nur mit Ausnahme des weisen Bonnets, fand ich diese fast immer mißmüthig, finster und nicht selten im Kampfe mit Lebensüberdrusse. Die blinde Luise Egloff ist fröhlich wie ein Kind, das auf bunter Wiese alle Blumen gern mit Einem Griffe pflücken möchte. Schon frühzeitig legte sie ein entschiedenes Talent zur Dichtkunst an den Tag. Auch zog sie die poetische Lektüre jeder andern vor. Nur thaten ihrem feinen Gehörsinne die Vorleser selten Genüge. Den meisten ihrer Dichtungen gab sie die lyrische Form. Mehrere Lieder, die sie harmonisch und anmuthig vortrug, zeichnen sich durch tiefes Gefühl, religiösen Sinn und besonders durch wohltönende und richtige Versifikation vortheilhaft aus. Vor der völligen Ausbildung sagt sie niemals ein Gedicht in die Feder. Meine kleinen Kritiken wurden dankbar und freundlich von ihr aufgenommen. Von aller Poesie abgesehen, gehört Luise, vorzüglich durch reinen Tugendsinn, zarte Weiblichkeit und wissenschaftliche Kenntnisse, die eine treffliche Erziehung voraussetzen, in der sittlichen Welt zu den sehr erfreulichen Erscheinungen. Als Andenken an die interessante Blinde, deren kindliches Wohlwollen mir so lieb und erwünscht war, möge eins ihrer Lieder, das sie, den Tag vor dem Abschiede mir diktirte, hier eine Stelle finden:

Des Abends Kühle dämpft der Sonne Feuer,
Schon winkt die Nacht mit ihrem Sternenschleyer,
Der Andacht Engel hebt den Geist zum Himmel
Vom Weltgetümmel.

Besänftigt schwinden so, im Wehn der Kühle,
Der düstern Schwermuth ängstende Gefühle,
Man wähnt sich ganz vom Leiden losgebunden
In Abendstunden.

Des Schöpfers unbegränzte Allmachtsgüte,
Wie wirkt sie tief im fühlenden Gemüthe!
Es lernt in Allem seinen Gott erkennen
Und Vater nennen.

Am Abend, wenn der Sonne letzte Stralen
Mit mildem Schimmer dunkle Fernen malen,
Dann sagt uns ein Gefühl der innern Wonne:
Du gleichst der Sonne!

Denn gleich der Herrlichen wirst du einst sinken,
Weil jenseits himmlische Gefilde winken,
Wo keine Schatten, aus der Nacht geboren,
Den Blick umfloren.

Auch der Herzogin war es immer eine rührende Freude Luisen ihre Gedichte selbst hersagen zu hören. Besonders ergreifend fand sie die „Ermunterung an die Zöglinge der Blindenanstalt in Zürich", und vorzüglich gelungen eine Umschreibung des Vaterunsers.
Eine recht angenehme Badebekanntschaft war mir der schon hochbejahrte, aber noch rüstige Doktor Scholl aus Lausanne, geboren zu Biel.
Viele Notizen aus einem reichen und mannichfach bewegten Leben gab mir Herr Scholl auf einer Spatzierfahrt, die wir miteinander nach Bremgarten machten. Dieser Ort wird von Reisenden wenig beachtet, weil keine Heerstraße vorbeyführt, verdient aber doch einen Besuch, wegen seiner wirklich romantischen Lage auf einer Halbinsel, welche die Reuß bildet und wegen der, von diesem herrlichen Flusse in malerischen Krümmungen durchströmten Landschaft, in deren Hintergrunde Pilatus und Rigi, wie Herrscher und Herrscherin, aufragen.
Der Prälat und der Pater Großkellner des benachbarten, reitzend an der Limmat gelegenen Cisterzienser-Klosters Wettingen, machten dem Herzog

einen Besuch. Diesem folgte bald die Einladung ein Mittagsmahl im Kloster anzunehmen, welches den Einkünften desselben angemessen und einer wohlgeordneten Fürstentafel zu vergleichen war. Der Prälat und die Konventualen überhäuften die Reisegesellschaft mit allen Höflichkeiten, die nur irgend ihrem guten Willen zu Gebote standen. Die meisten der Klosterherren sind wissenschaftlich gebildet und auch in der theologischen Literatur der Lutheraner und Kalvinisten nicht übel bewandert. Andere sind eifrige Tonkünstler, die sich zu einem kleinen musikalischen Klubb vereinigt haben, der uns durch ein recht artiges Konzert erfreute. Dieses dauerte dem guten Prälaten aber zu lange, weil die Stunde des Vespermahls bereits geschlagen hatte, weßhalb er mir, mit Anspielung auf einen bekannten Horazischen Vers, ins Ohr sagte: «Mittelmäßige Musiker und Sänger haben stets Mühe das Ende zu finden.» Das war aber nur ein Scherz des hochwürdigen Herrn; denn Saitenspiel und Gesang ließen kaum etwas zu wünschen übrig. In diesen heiligen Hallen Schillers Lied an die Freude von einer guten Tenorstimme mit Ausdruck und Gefühl vortragen zu hören, war mir eben so überraschend, als jenem französischen Reisenden, auf der Insel Mathmos eines griechischen Mönchs Erkundigung nach Rousseau und Voltaire.

An den Chorstühlen der Kirche verdienen die Schnitzwerke, als wahre Meisterarbeit, jedes Kenners und Nichtkenners besondere Aufmerksamkeit, vorzüglich das, durch Wespenstich bis zur furchtbarsten Grimasse verzerrte Gesicht eines Klosterbruders. Sogar die, mit großer Kunst ausgeführte Wespe, leistet allen Forderungen des Entomologen volle Genüge. Die Glasmalereyen des Kreutzganges gehören zu den vortrefflichsten Werken dieser Gattung.

Unter den vielen merkwürdigen Geheimnissen der Quellnymphe von Baden besteht auch eins darin, erstorbene Blumen wieder lebendig zu machen. Wie durch magische Kräfte, sieht man, durch diese Wassertaufe, einen völlig todten Blumenstrauß neu erblühen. Hierauf gründet sich die Sage von der welken Rose, als Entdeckerin des Heilquells.

Phantasiereiche Frauen, welche sich dem Wendepunkt des Blüthenalters nähern und gar zu gern die Fontaine de jouvence für keine Fabel halten möchten, ziehen daher die Reise nach Baden selbst einer Wallfahrt nach Paris oder London vor.

An einem schönen Nachmittage ward eine Lustfahrt nach der alten Burgveste Brunegk gemacht, auf Einladung des Herrn Obersten Hünerwadel von Lenzburg, der jenes Denkmal der Vorzeit, wo einst Geßler hauste, käuflich an sich brachte, und, mit gutem Anordnungsgeiste, und kluger Benutzung des Vorhandenen, zu einer freundlichen Wohnung wiederherstellte. Der Horizont war mit Wolken bedeckt, und so blieb uns der Anblick der Hochalpen,

die aus diesem Standpunkte herrlicher als irgendwo erscheinen sollen, leider verweigert. Entschädigung gewährte jedoch ein Gewitter, das unter unseren Füßen ausbrach. Ueber dem Limmatthale schwebten Donnerwolken und entluden sich in Blitzen und Regenströmen. Gegen Habsburg zu war die Landschaft von Sonnenschein beleuchtet, der einen prachtvollen Farbenbogen hervorbrachte.

In einer Zelle des Kapuzinerklosters zu Baden, fand ich unter den wenigen Büchern des armen Bewohners, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, Mendelssohns Phädon und Niemeyers Charakteristik der Bibel.

Im Jahre 1791 machte ich mit dem jüngern Bruder Herrn Scherers von Grandclos, in dessen Familienkreise zu Lyon ich damals als Erzieher eines hoffnungsvollen Knaben mich aufhielt, die schnelle Rhonefahrt nach Vienne, wo wir mit den römischen Alterthümern Bekanntschaft pflogen, und Nachmittags zu Fuße nach Lyon zurückwanderten. Groß war meine Freude, mit diesem Herrn Scherer in Baden wieder zusammenzutreffen. Natürlich kam es über unser vergangenes Beysammenleben häufig zur Sprache. Da ward einmüthig beschlossen, jenem unvergeßlichen Ausflug nach Vienne eine Art von Seitenstück zu geben. Die Limmat, welche wir pfeilschnell hinunterschifften, war die Rhone, und Brugg, wo wir Mittag hielten, Vienne. Nachmittags pilgerten wir, der Parodie getreu bleibend, über Königsfelden, wieder nach Baden, nicht ohne den frohen Refrain mehr als einmal hören zu lassen: „Es geht noch, wie vor acht und zwanzig Jahren."

Im Garten des Pfarrers zu Rain genossen wir der herrlichen Ansicht, welche die Vereinigungspunkte der drey Flüsse Reuß, Aar und Limmat gewährt. In Windisch nahm der Pfarrer Rahn uns gastfreundlich auf. Diesen muß ich von allen Landgeistlichen, die mir jemals bekannt wurden, für einen der glücklichsten halten, und, was für die Hauptsache gilt, er ist über das Glück seiner Lage mit dem Schicksale vollkommen einverstanden: denn er nennt sich selbst einen der zufriedensten Sterblichen. Auch sagte ihm der Kronprinz von Preußen, welcher kürzlich sein Presbyterium der entzückenden Aussicht wegen besuchte: „Sie müssen einer der glücklichsten Menschen seyn"! General Knesebeck äußerte: „Wenn ich mit dem Glücke gänzlich zerfiele, so zöge ich nur auf vierzehn Tage nach Windisch, und ich würde meines Lebens wieder froh werden."

Ein wackerer Abkömmling des tapfern Hans von Hallwyl, der am großen Tage bey Murten sich die Unsterblichkeit erkämpfte, ersuchte den Herzog, ihm einige Stunden auf der Stammburg seiner Väter zu schenken. Diese Stunden wurden, durch die Zuvorkommenheiten des urbanen Wirthes, zu den angenehmsten der ganzen Badezeit. Mit vielem Interesse betrachteten wir im

Hausarchive die Familienmerkwürdigkeiten eines der ältesten und berühmtesten Geschlechter der Schweiz. Vor allen andern das Heldenschwert, welches dem Burgunderheere Tod und Verderben bereitete. Eine Seefahrt, beym heitersten Himmel und beym heitersten Muthe, machte den Schluß des harmonischen Tages.
Nach vollendeter Badekur beschloß der Herzog, das Ziel der Reise, welches Florenz war, nicht mehr auf längere Zeit aus den Augen zu verlieren.

Daniel Elster

Daniel Elster (1786–1857), dessen Grabdenkmal noch jetzt im Garten neben der reformierten Kirche steht, weilte zuerst von 1826–1829 in Baden. Aus dieser Zeit stammen die hier abgedruckten Erinnerungen. Ins Jahr 1826 fällt auch die von Elster an die Hand genommene Gründung des Männerchors Baden. Nach vorübergehender Rückkehr in die deutsche Heimat kehrte er 1840 in die Schweiz zurück, um sich endgültig als Musikprofessor am Lehrerseminar Wettingen niederzulassen. Seine Biographie schrieb in spannender Weise Adolf Haller unter dem Titel «Freiheit die ich meine».
Bibliographie: Die Irrfahrten des Daniel Elster. Student-Philhellene-Musikant. Neubearbeitet und herausgegeben von Hans Martin Elster. 2 Bände, 3. Auflage, Verlag Robert Lutz, Stuttgart 1911. Band 2, S. 304–312, leicht gekürzt.

In dieser Zeit erledigte sich an der Schule zu Baden eine Professorstelle. Sie wurde, nach dortiger Einrichtung, öffentlich ausgeschrieben; die Bewerber hatten dann eine ebenfalls öffentliche Prüfung zu bestehen. Ich fühlte mich veranlaßt, mich zu dieser Stelle zu melden, und da bei derselben Musikkenntnisse ganz besonders verlangt wurden, weil die Einrichtung eines städtischen Gesanginstituts beabsichtigt wurde, und man überhaupt den Gesang in der Schule gefördert sehen wollte, so meldete ich mich zum Examen. Obgleich die Stadt katholisch war und ich, als Protestant, bei den damaligen Verhältnissen nicht wohl hoffen konnte, die Stelle zu bekommen, wollte ich es gleichwohl wagen, mit meinen Kenntnissen mit in die Schranken zu treten. Es waren zwölf Bewerber gegenwärtig, und da man namentlich in den musikalischen Fächern ganz sicher gehen wollte, hatte man Nägeli und Pfeiffer zu Examinatoren bestellt. Ich machte das Examen, und Nägeli gratulierte mir zur Stelle. Er war zufrieden mit meinen Leistungen gewesen; vierzehn Tage darauf wurde ich definitiv angestellt, obwohl ich Protestant war. Ich fühlte mich zum ersten Male mit einer gewissen Würde angetan; der Beruf eines Lehrers war mir stets ehrenhaft erschienen, dennoch empfand ich kein Gefühl freu-

diger Zufriedenheit, immer blieb ein Gedanke in mir rege, der mich verstimmte; es war meine Einsamkeit, mein Alleinstehen. Ich hatte gezeigt, daß ich allenfalls etwas zu leisten vermöge und grollte nur auf das Schicksal, das mich um alle die Freuden betrogen, die mich hätten glücklich machen können.

Mit denselben ernsten Vorsätzen, mit denen ich meine erste Stelle angetreten, trat ich auch die zweite an. Meine Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, war, den Volksgesang im Sinne Nägelis zu heben und zu fördern, und womöglich das gebrechliche Instrumentalwesen durch echten Gesang ganz zu verdrängen. Im Bereiche meines Wirkungskreises fand ich jedoch einen höchst bedauerlichen Instrumentaldilettantismus, der eine Fülle Stoff zu Krähwinkliaden liefern könnte. Alles klimperte und stümperte, strich und kratzte, blies und quinkelierte. Ich glaubte alles für meine Gesangszwecke auf das Beste vorbereitet, und siehe, ich fand Widerspruch, statt Teilnahme, namentlich unter den Vornehmeren, wo eben die musikalische Vergnügungssucht in höchster Blüte stand. Doch kein Sieg ohne Kampf; ich begann diesen gottgetrost und gesangesfreudig. Bald blühte zum Trotz und Ärger der Instrumentalmusik-Enthusiasten das von mir eingerichtete Gesangsinstitut empor; nebenbei bildete ich einen Männerchor aus Bürgern der Stadt und Landleuten der Umgegend, der in seinen Kreisen nicht minder Epoche machte, als die großen Chöre am Züricher see. Bald erkannte meine Umgebung meinen Eifer und mein Bestreben, und wenn ich gehaßt war von dilettantischen Musikfreunden, so war ich von der Bürgerschaft geliebt und geehrt, und mancher Dank wurde mir in den Familien für die Leitung und Führung der Kinder gezollt. Ich hatte meine Gegner und Feinde besiegt, mich in Ausübung meiner Pflicht als Lehrer und Mitbürger festgesetzt und stand geachtet in meiner Stellung. Der Unterricht in meiner Schule, den ich Knaben und Mädchen erteilte, machte mir die größte Freude. Besonders war eine unter meinen Schülerinnen mir ganz besonders zugetan und mein Liebling. Fränzchen war ein liebliches Kind von kleinem Wuchs und großen Anlagen; sie sang wie ein Engel, war äußerst fleißig und äußerst gutmütig, und ich bevorzugte und verehrte sie, was sie mir durch eine herzinnere Anhänglichkeit vergalt, mit so viel Neigung und Liebe, als im Herzen eines zwölfjährigen Mädchens nur immer Raum haben. Sie war die Tochter eines Postmeisters und erhielt eine gute Erziehung. Wer hätte ahnen sollen und können, daß gerade dieses holde, liebe Kind von der Vorsehung berufen sei, dereinst, vierzehn Jahre später, meinem Leben, meinem Schicksal eine neue Wendung zu geben! (Es war Daniel Elsters Schülerin Franziska Lang, mit der er sich im Sommer 1840 verheiratete.) Auch dem gesellschaftlichen Ton gab der Männerchorgesang eine andere

Richtung; wir errichteten eine Liedertafel, die in jeder Woche einmal abgehalten wurde, und an die Stelle früherer Langeweile und steifen Perückenstils in der geselligen Unterhaltung trugen Frohsinn und Freude ihre festlichen Kränze. In dem Männerchor sah man alle Stände vereinigt, es waltete ein echt republikanischer Geist, und der Gesang übte seinen einigenden und bindenden Zauber auf alle Gemüter aus. An jedem Himmelfahrtstage versammelten sich die Chöre in Massen zu öffentlichen Aufführungen. Diese Aufführungen wurden zu Volksfesten von der allgemeinen Teilnahme erhoben, von der ganzen Bevölkerung der Umgebung mitgefeiert, und es kam dahin, daß in jedem Jahre eine andere Stadt gewählt wurde, wo sie stattfanden.

In meinem musikalischen Wirkungskreise machte mir vor allem ein Unterricht hohe Freude, auf den ich stolz sein werde, so lange ich lebe. In meinem Wohnorte lebte ein Mädchen, das die Natur mit den schönsten geistigen Fähigkeiten ausgestattet, aber ihr das Augenlicht versagt hatte. Der Zufall wollte, daß ich in ihrem väterlichen Hause mit ihr bekannt ward, und bald entdeckte ich in ihrer Unterhaltung so viele Poesie, so viel richtiges Urteil über Musik und eine sanfte wahrhafte Engelseele, wie sie nur immer in einem reinen weiblichen Herzen die Gefühle, Empfindungen und die Eindrücke der Außenwelt zur Poesie verklären kann. Besonders liebte Louise den Gesang, allein sie sang nicht, in der Meinung, keine Stimme zu haben. Dennoch schien es mir, daß sich ihre Stimme zu einem vollkommenen Alt werde ausbilden lassen, und so machte ich den Versuch, mit ihr zu singen. Erst zitterten ihre Töne nur ganz schüchtern aus der Brust, die der Liedergott mit tönendem Finger beseelt hatte; Louise hatte nicht nur Stimme, sondern auch Anlage zum Gesang. Welche Freude für mich, welche Freude für das unglückliche, lichtlose Mädchen, das nun die süße Hoffnung hegen durfte, den eigenen Liedern Töne zu geben, und im Gesange Ruhe, Frieden, ja den Himmel zu finden, den ihr alle Erdengüter, mit denen sie vom Glück reichlich bedacht war, nicht zu geben vermochten. Ich war es, der erkoren war, Louisen diese selige Befriedigung zu geben, und ich gab sie ihr. Wohl mußte ich mir eine eigene Methode des Unterrichts bilden; lange dachte ich darüber nach, wie ich ihr den Musikunterricht ohne sichtbare Notenzeichen so leicht als möglich machen könne, doch ihre Anlagen kamen mir zu Hilfe. Mit unglaublicher Fassungsgabe begriff sie alles und entwickelte in der Zeit eines Jahres so viel Geschick im Klavierspielen, daß sie Bewunderung erregte. Es war hinreißend, Louise singen zu hören. Man vernahm in ihrem Gesang Töne aus einer anderen Welt. Ihre eigenen Liebesdichtungen begabte sie mit Tönen und schwebte auf den Engelflügeln des Gesanges in seligen Gefühlen nach jen-

seits hinüber, und dabei umfloß himmlische Verklärung ihr liebes, holdes, reines Angesicht. Wie oft drängte sich dieses Mädchen im Gefühle ihres Glücks an meine Seite, drückte mir mit Entzücken die Hand, um mir ihren unendlichen Dank auszudrücken, und fühlte sich im Besitz der Lieder, die sie sang, glücklich und zufrieden, gern vergessend, daß die Natur ihr das Licht der Augen grausam versagt hatte.

Das reizend stille Familienleben in der Sphäre dieses irdischen Engels gewährte mir die zufriedensten, seligsten Stunden; ich fühlte mich wohl und heimisch und flüchtete gern zu diesem Asyle, wenn mich zuweilen kleinliche Verhältnisse, Philisterei und Brotneid rauh und unsanft in meinem freudigen musikalischen Wirken störten; Louisens Gesang und Spiel war die Davidsharfe, die Zorn und Unmut beseitigen und besänftigen konnte. Doch diese Dämonen bedrängten mich selten; war auch manches anders, als es hätte sein können, so gestehe ich doch gern, daß kein Land und keine Verhältnisse mir jemals besser gefallen, mich persönlich mehr angesprochen haben, als die Schweiz und die schweizerischen, abgesehen von den Naturreizen, mit denen jene Gegenden von der Allmacht bevorzugt wurden. Hier fand ich eine zweite, eine schönere Heimat und sehnte mich nicht, sie zu verlassen. Überall war reges Leben, Anteil an allem, was Land und Volk und Verfassung betraf, freie Rede, freie Rüge, freie Verteidigung.

So hatte ich denn die Ruhe und den Frieden gefunden, nach so mancher Irrfahrt, nach manchem Schmerz, nach mancher trüben Erfahrung. Ich stand am Ziele. Hatte ich doch nun einen stets ersehnten, willkommenen Wirkungskreis, eine nützliche Tätigkeit, ein mit Erfolg und Beifall gekröntes Streben; nicht minder lebten mir in meiner neuen Heimat achtbare und treue Freunde; es fehlte mir an nichts mehr, als der eigene Herd. Manchmal, wenn ich mit innigem Wohlgefallen Louisens seelenvollen Liedern lauschte, kam mir der Gedanke, ob ich nicht dieses engelreine Herz mir noch inniger gewinnen solle? Meine Verhältnisse, meine Schicksale hatte ich ihr in stilltraulichen Stunden längst enthüllt, sie hatte mit mir geweint, sich für mich geängstigt, für mich gebebt und wohl aus innerster Seele für mich gebetet. Sie faßte alles poetisch auf, jede Erscheinung verkörperte sie in einem Gedicht, und ihre Lyrik war meist sangbar. Vieles komponierte ich, sang und spielte es Louisen auf dem Klavier vor, und durch dies wiederholte, für beide Teile trostvolle, das Gemüt befriedigende Beisammensein schlang sich das Band der innigsten Zuneigung um unsere Herzen und Seelen fest. Alle Verhältnisse der liebenswürdigen Dichterin waren so gestellt, daß in Bezug auf Äußerliches der Mangel des Gesichts mich nicht hätte abhalten dürfen, um ihre Hand zu werben. Meinem in die Ferne so oft und gern schweifenden Sinn fehlte ge-

rade eine Fessel, die mich mit freundlicher Gewalt an die Gegenwart und am einmal Ergriffenen hielt. Lange sann ich hin und her, lange prüfend, lange überlegend, lange wählend. Es blühten an meinem damaligen Lebenswege viele Alpenrosen. Man hegt Vorurteile gegen Dichterinnen; wären alle, wie jene Louise, so müßte man sie gleich Heiligen verehren. Aber freilich, die Blinde in ihrer Abgeschiedenheit und von blutsverwandter Liebe auf den Händen getragen, kannte nicht die Eitelkeit, nicht die Ruhmsucht, auch nicht die Schattenseiten des literarischen Wirkens. Sie blühte wie eine einsame Blume des Gebirgs und sang wie eine geblendete Nachtigall wonne- und wundersam. Daß sie nichts erfuhr von kritischer Erbärmlichkeit und nichts erlitt vom ästhetischen Pöbel, dies machte sie sehr glücklich. Die schamlose Natürlichkeit, die selbstsüchtige Koketterie, das Wohlgefallen am Tagestreiben und an der Tageslüge, das posierende Haschen nach literarischem Aufsehen, das Verleugnen jeder zarten Weiblichkeit, das alles von so manchen Dichterinnen und Schriftstellerinnen des Tages aufgeboten worden ist und aufgeboten wird, um einen zweideutigen und vergänglichen Beifall der Gleichgesinnten und Verbündeten zu erhaschen, war ihr völlig fremd. Sie war rein, echt weiblich, sinnig gemütvoll, gottergeben. Unser Verhältnis nahm ganz den Charakter eines geschwisterlichen an, dennoch übte ihr anziehendes, seelenvolles Wesen auf mich den größten Zauber aus, ich fühlte mich selbst reiner und besser in ihrer beseligenden Nähe, hätte oft zu ihren Füßen, oft an ihre Brust sinken mögen, immer aber hielt mich der Genius ihrer würdevollen Jungfräulichkeit von jeder Unzartheit zurück. Oft auch hatte ich ein Wort auf der Lippe, das entscheidend für meine ganze Zukunft geworden wäre, wenn ich es ausgesprochen hätte.

Mit ganz besonderer Vorliebe sang Louise ein von mir komponiertes Lied, dessen Anfang hier stehe:

Irgend und nirgend im Wald
Blühet ein Röselein,
Lieblich von Farb' und Gestalt,
Heimlich, allein.
Wenn ich das Röslein seh',
Singet mein Herz Juchhe!
Heisa! Hallo!
Heisa, Juchhe!

Ich hatte den Glauben ganz aufgegeben, daß ein Röslein für mich blühe. Eines Tages, als eben Louise mit ihrer seelenvollen Stimme das Lied vom Röslein im Walde gesungen hatte, trat ich aus ihrem Hause, tief gedankenvoll – da sah ich von weitem den Briefträger auf mich zusteuern, und ich hielt den Schritt zögernd an.

Der Brief stammte von der Hand von Elsters Jugendgeliebter. Er leistete diesem Ruf Folge. Der Abschied von Luise Egloff war schwer, aber sie verstand ihn und widmete ihm ein Gedicht, das mit folgenden Versen schloß:

Du hast die Kraft der Töne
In meiner Brust geweckt,
Daß sie die Nacht verschöne,
Die meinen Pfad bedeckt;
Ich will auf ihren Schwingen
Mein Dankgefühl dir bringen.

Uli Münzel

(«Baden im Spiegel seiner Gäste» setzt die in den Neujahrsblättern 1965/1966/1967 und 1968 erschienenen Folge fort. Red.)